

deutsche jugend. Zeitschrift für die Jugendarbeit. Herausgeber und Verlag: Juventa Verlag GmbH Weinheim und München. Geschäftsführender Gesellschafter: Lothar Schweim.

**Bestellungen** an den Juventa Verlag, Ehretstr. 3, 69469 Weinheim. Telefon (0 62 01) 9 02 00, Fax (0 62 01) 90 20 13, E-Mail: juventa@juventa.de oder über den Buchhandel. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Ablauf des Jahresabonnements. Erfolgt keine Abbestellung, verlängert sich das Abonnement automatisch.

**Anzeigen:** Silke Schweim, Juventa Verlag. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 21 vom 21. 12. 1998.

deutsche jugend erscheint 11 x jährlich. Einzelpreis DM 10,-, Doppelheft 13,-, Jahresabonnement DM 89,-, für Studierende (bei Vorlage einer Studienbescheinigung) DM 70,-, jeweils inkl. MWSt zuzüglich Versandkosten. Der Gesamtbezugspreis (Abonnementspreis incl. Versandspesen Inland DM 10,-) ist preisgebunden.

Gesamtherstellung:

Druckerei Humbach & Nemazal, 85276 Pfaffenhofen.

**Redaktion:** Gaby Brenner, Dr. Gerd Brenner (verantwortl.), Haierbäumchen 88, 41169 Mönchengladbach, Telefon (0 21 61) 55 15 35, Fax (0 21 61) 55 83 76, E-Mail: brenner-mg@gmx.de

Für unverlangte Einsendungen (Manuskript mit Diskette) wird keine Haftung übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISSN 0012-0332

<b>Überblick</b>	Jugend und Jugendpolitik / Schule und Beruf / Jugend und Ökologie / Jugend und Medien / Jugendverbände und Jugendringe / Aktionen und Organisationen	242
<b>Vorgänge</b>	Die CDU verliert bei den jungen Wählerinnen und Wählern an Boden	247
	An der Jugendarbeit wird gespart	248
<b>Beiträge</b>	Gerd Brenner: Jugendliche aus Migrantenfamilien und die Jugendarbeit	251
	Karin Haubrich: Wie erreicht man junge Migrantinnen in der Jugendsozialarbeit?	262
	Ulrike Schmauch: „Mit Reden statt Kloppen erfolgreicher durchs Leben“. Mediation und mediative Elemente in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit (II)	266
<b>Stichwort</b>	Gerd Brenner: Jugendarbeit in einer multikulturellen Gesellschaft (I)	274
<b>Diskussion</b>	Staatliche Gewalt gegen Kinder und Jugendliche	281
<b>Hinweise</b>	Termine / Preise und Wettbewerbe / Seminar- und Tagungsprogramme / Zeitschriftenschau / Preisangaben zum Stichwort / Kontakte / Materialien / Zu Vernachlässigung und Gewalt	281

## deutsche jugend Zeitschrift für die Jugendarbeit

49. Jahrgang  
Heft 6  
Juni 2001

Junge Ausländerinnen und Ausländer sind in Deutschland plötzlich wieder ein Thema. In jüngster Zeit hat sich der Wind gedreht. Notgedrungen mussten die konservativen Parteien in den letzten Monaten einen Kurswechsel vollziehen: Angesichts der demographischen Entwicklung, des für die nächsten Jahrzehnte prognostizierten Bevölkerungsschwunds und des drohenden Mangels an Arbeitskräften und Beitragszahlern sind CDU und CSU offensichtlich davon abgerückt, die Ausländerfrage in Wahlkämpfen zu instrumentalisieren. SPD und Grüne können nun aus ihrer in letzter Zeit eher defensiven Haltung heraus-

kommen. Für die Integration junger Ausländerinnen und Ausländer ergeben sich damit neue Perspektiven.

Wie der Stand der Dinge ist, legt Gerd Brenner im ersten Beitrag dar. Er vermittelt Daten und Erkenntnisse aus neueren wissenschaftlichen Studien und informiert über sonstige Befunde zur Lebenssituation und zu den Einstellungen von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Dabei wird deutlich, dass die gesellschaftliche Integration dieser Jugendlichen in vielerlei Hinsicht bereits weit vorangekommen ist, dass es andererseits aber auch noch viele Integrationsblockaden und Handlungsbedarf gibt. Anschließend stellt der Autor die Frage, wie die Jugendarbeit zur Integration ausländischer Jugendlicher beitragen kann und welche Initiativen es in diesem Bereich aktuell gibt.

Im zweiten Beitrag berichtet Karin Haubrich aus einem Modellprogramm, das vom Deutschen Jugendinstitut in München wissenschaftlich begleitet worden ist. Die Forscherinnen sind der Frage nachgegangen, wie junge Migrantinnen in der Jugend(sozial)arbeit erreicht werden können. Mädchen aus Migrantenfamilien stehen oft vor besonders hohen Integrationshürden. Das Modellprogramm hat niedrighschwellige und aufsuchende Ansätze erprobt, um der besonderen Lebenslage ausländischer Mädchen gerecht zu werden. Die Kontakte liefen hauptsächlich über Schulen und über das familiäre Umfeld der Mädchen.

In dritten Beitrag setzt Ulrike Schmauch ihre im Maiheft begon-

nenen Überlegungen fort, wie insbesondere ausländische Jugendliche mit mediativen Elementen in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit angesprochen werden können. Die Autorin präsentiert zunächst vier Fallbeispiele, an denen deutlich wird, dass Mediationsverfahren der besonderen Situation von Gruppen mit jungen Migrantinnen und Migranten ebenso gerecht werden können wie der Psychodynamik der Pubertät. Anschließend analysiert die Autorin die Handlungselemente, die eine gelingende Mediation in der Offenen Jugendarbeit mit deutschen und Migrantenjugendlichen ausmachen. Sie reflektiert außerdem, was der Mediationsansatz für die Berufsrolle des Jugendarbeiters bzw. der Jugendarbeiterin bedeutet.

*Die Autorinnen und Autoren:*

*Dr. Gerd Brenner* ist Studiendirektor und Moderator in der Fortbildung.

*Karin Haubrich* ist Mitarbeiterin des Deutschen Jugendinstituts (DJI) in München.

*Dr. Ulrike Schmauch* ist Professorin an der Fachhochschule Frankfurt/Main.

## „Mit Reden statt Kloppen erfolgreicher durchs Leben“

### Mediation und mediative Elemente in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit (II)

Der erste Teil dieses Beitrags erschien im Maiheft.

#### Vier Fallbeispiele

Das konkrete Mediationsverfahren wurde im Alltag der Offenen Jugendarbeit von den befragten Expertinnen und Experten zwar bisher nicht sehr häufig angewandt; trotzdem schätzten sie es als wichtiges Arbeitsinstrument. An den folgenden ausführlich dargestellten Fallbeispielen zeigt sich, auf welche ihrer Kompetenzen sich die gelungene Anwendung stützte:

- auf eine breite Erfahrungs- und Wissensbasis in der Interaktion mit ‚ihren‘ Jugendlichen; dies meinte vor allem das kompetente Umgehen mit der Psychodynamik der Pubertät und der sozialen Dynamik von Gruppen und ein reflektiertes Handeln im Umgang mit interkulturellen und geschlechterspezifischen Unterschieden;
- auf gute Kenntnisse der wichtigen Elemente des Verfahrens (Rahmen, Rolle, Phasen, Techniken), den Mut, es tatsächlich anzuwenden und es abzuwandeln, um es der Situation und den Personen anzupassen und trotzdem den Kern zu erhalten.

Die Fälle machen deutlich, wie unterschiedlich Konfliktsituationen und, entsprechend, die Formen des Verfahrens sein können. Die Beispiele lassen sich als eine Reihe von zunehmend komplexeren Konstellationen lesen und als Beleg dafür, wie die Bearbeitung des Konflikts durch das konkrete Verfahren gelingen kann, wenn es von den Mediatorinnen und Mediatoren den Besonderheiten des Konfliktes flexibel genug angepasst wird.

► Der erste „Fall“ wurde von Frau F. aus ihrer jetzigen Arbeit berichtet. Es handelte sich um einen Streit zwischen zwei Einzelnen, zwei männlichen Jugendlichen unterschiedlicher kultureller Herkunft. Die Mediatorin bearbeitete den Konflikt mit

den Jungen in einer einmaligen gemeinsamen Sitzung. Sie erzählte:

„Es gab einen Streit zwischen einem türkischen und einem marokkanischen Jungen bei uns. Der Streit drehte sich um ein Bett. Es gab eine gemeinsame Sitzung von 45 Minuten. Bei beiden Streitparteien ging es aus meiner Sicht um das Bedürfnis nach Rückzug im Zimmer und um versteckten Rassismus. Der türkische Junge sagte in der Auseinandersetzung ‚diese Scheiß-Araber‘.

Ich habe mit ihnen im Groben alle Phasen einer regelrechten Mediation durchschritten. In der Einführungsphase habe ich ihnen gesagt, dass sie nicht hier bleiben und mit diesem Konflikt einschlafen können. Dann habe ich ihnen die Regeln erklärt und immer wieder im Verlauf den Appell zuzuhören an sie gerichtet. Es gab eine Klärung zwischen ihnen. Der Türke konnte sich für seine rassistische Beschimpfung entschuldigen und das Angebot machen, sich für eine Nacht mit dem anderen im gleichen Zimmer zu arrangieren. Das wurde akzeptiert mit Handschlag. Ein solcher Fall setzt natürlich voraus, dass die Jugendlichen überhaupt das Reden als eine Regelung wollen“.

► Im nächsten Fall gab es drei Beteiligte – zwei 14-jährige Jungen als *eine* Streitpartei und eine Erwachsene, Frau B.'s Kollegin, als die gegnerische Streitpartei. Frau B. medierte den Konflikt in drei getrennten Sitzungen:

„Es gab einen Konflikt zwischen zwei 14-jährigen Jungen aus der 7. Klasse und einer Kollegin. Gegenstand des Konflikts war die Forderung der Jungen: Wir wollen in den Mädchenraum. Es gab insgesamt drei Sitzungen – ein Vorgespräch von zehn Minuten, ein weiteres Vorgespräch von 45 Minuten, schließlich eine Sitzung von 30 Minuten. Für meine Kollegin war der Punkt, dass die Jungen sie verletzt und fertig gemacht hatten. Für den einen Jungen ging es um zwei Punkte: ‚Warum gibt es keinen Jungenraum?‘ und: ‚Ich wollte die Sozialarbeiterin ärgern.‘ Beim anderen Jungen war es eher: ‚Ich wollte Spaß haben.‘

Der Verlauf war so, dass zunächst die Kollegin den Konflikt zu uns brachte. Sie war so aufgebracht, dass sie drohte, mit den Eltern zu sprechen. Ich bot ihr dann eine Vermittlung an. Sie akzeptierte, wollte aber nicht mit den Jungen an einem Tisch darüber reden. So habe ich die Form abgewandelt und abwechselnd ausschließlich getrennte Einzelgespräche mit beiden Streitparteien geführt.

Zum ersten Vorgespräch holte ich die Schüler aus dem Unterricht und befragte sie zu dem Vorfall und zu ihrer Sicht der Ursachen. Ich bezog mich auf ihren ‚Moralkodex‘, nach dem man, wenn man Scheiße gebaut hat, auch dafür grade stehen muss. Aber es dauert natürlich eine Weile, bis die Schüler sowas einsehen. Sie möchten dann schon nicht als Feiglinge dastehen. Ich fragte die Jungen, welche Ideen sie dazu haben, die Sache wieder gutzumachen. Dann sprach ich wieder mit der Kollegin und fragte sie nach ihren Vorstellungen für eine Lösung.

Es kamen folgende Vereinbarungen zustande: Die Jungen waren bereit, sich zu entschuldigen. Sie erklärten, den Mädchenraum nicht mehr zu betreten und außerdem beim Aufräumen des Schulkellers zu helfen. Im Gegenzug wurde vereinbart, die Einrichtung eines Jungenraums zu planen. Diese Vereinbarung haben wir in einem schriftlichen Vertrag festgehalten und, weiterhin getrennt, von allen drei Beteiligten unterschrieben“.

► Das dritte Beispiel wurde von Frau D. dargestellt. In diesem Konflikt gab es drei weibliche Haupt- und zwei männliche Nebenfiguren, junge Mädchen unterschiedlicher Herkunft als Konfliktparteien und Männer im Hintergrund, über die nicht viel bekannt wurde, außer dass sie einem Mädchen Schläge androhten. Es gab drei Treffen mit den Mädchen, zwei getrennte Vorgespräche und eine lange gemeinsame Sitzung. Frau D. berichtete:

„Bei dem Beispiel geht es darum, wie aus einem Tratsch ein Stadtteilproblem wird. Es fing damit an, dass ich im Jugendzentrum Szenen mitbekommen habe, in denen ein Mädchen telefonierte, rausrannte und über Drohungen erzählte: ‚Die Offenbacher, die wollen mich schlagen, die sagen mir, ich soll mich nicht mehr in diesem einen Stadtteil blicken lassen, sonst kommen sie an meine Schule und verprügeln mich.‘ Sie erzählte, dass es sich bei den Anrufern um Freunde eines anderen Mädchens handele und um den Vorwurf an sie, sie habe über diese andere das Gerücht ausgestreut, sie sei ihrem Freund untreu: ‚Ich soll gesagt haben, sie hätte noch einen Freund.‘

Aus meiner Sicht ging es in dem Konflikt um Neid, Eifersucht und Sich-wichtig-Machen. Die zentralen Konfliktparteien waren drei Mädchen: Die erste war das 13-jährige iranische Mädchen, das die telefonische Drohung erhalten hatte. Die zweite war eine 15-Jährige aus Ex-Jugoslawien mit einem 30-jährigen Freund. Die dritte war eine 14-jährige Deutsche. Außer den Mädchen selbst kamen eben noch der Freund der einen plus dessen Freund ins Spiel.

Im Mittelpunkt des Konfliktes stand für das erste Mädchen die Beschuldigung, schlecht über das jugoslawische Mädchen geredet zu haben. Für diese selbst, die zweite, ging es um die eigene Ehre, um ihren Ruf. Die dritte, die 14-jährige Deutsche, war deren Freundin, die vom Freund des Freundes das Gerücht als erste gehört hatte, also als Zeugin auftrat. Ich habe zwei einzelne Vorgespräche, etwa jeweils eine halbe Stunde lang, mit den jeweiligen Konfliktparteien geführt. Dann habe ich alle drei Mädchen zur Mediationssitzung eingeladen, die dann einhalb Stunden gedauert hat. Ich habe ihnen die Regeln erklärt. Die zwei, die wegen der Gerüchte beschuldigt wurden, sagten: „Wir haben nicht getratscht.“

Aus meiner Sicht war das deutsche Mädchen neidisch auf ihre jugoslawische Freundin, die einen Freund hatte. Vielleicht hatte sie auch untergründig Angst um sie bzw. vor deren Freund und hätte lieber gehabt, dass sie den Freund nicht gehabt hätte. Es war aber zu schwierig für sie, das in der Mediationssitzung zuzugeben. Ich glaube, es kam hinzu, dass sie und das iranische Mädchen es schick fanden zu tratschen, sie wollten dazugehören und sich und andere mit Gerüchten füttern.

Wichtig war, dass sie alle drei sahen, wie alles entstanden ist. Das deutsche Mädchen hat sich bei ihrer jugoslawischen Freundin entschuldigt. Sie haben vereinbart, in Zukunft nicht Gerüchten zu glauben oder zu „stressen“, sondern einander direkt anzusprechen.

Die Mediation hat alle notwendigen Phasen durchlaufen. Die Kommunikation hat sich auf jeden Fall verbessert und eine Klärung wurde erreicht. Die Vereinbarung ist mündlich getroffen worden. Ich halte sie für fair und hoffe, sie ist stabil. Mit dem jugoslawischen Mädchen gibt es jetzt allerdings jede Menge neue Konflikte und Gespräche.“

► Im vierten Fall ging um den Konflikt zwischen zwei gemischtgeschlechtlichen Gruppen – auf der einen Seite sechs marokkanischen, auf der Gegenseite vier türkischen Jugendlichen. Herr C. hatte vier Treffen mit den Streitparteien; er berichtete:

„Gegenstand des Streits war aus meiner Sicht ein Beziehungskonflikt zwischen Jungen und Mädchen. Die eine Streitpartei war eine Gruppe marokkanischer Jugendlicher, zwei Mädchen, vier Jungen, auf der anderen Seite waren vier türkische Jugendliche, ein Mädchen, drei Jungen.

Zwei Jungen der einen Gruppe hatten ein Mädchen der anderen Gruppe als Hure bezeichnet. Im Nachhinein weiß ich, dass es untergründig um die Verliebtheit eines der Jungen, um die Zurückweisung dieser Verliebtheit und um Kränkung darüber ging. Heute sind diese beiden Beteiligten übrigens ein Paar. Insgesamt fanden, über fünf Wochen verteilt, vier Mediationssitzungen, zwischen 15 Minuten und zwei Stunden lang, statt. Das Thema aus Sicht der ersten Konfliktpartei war die Ehre. Für die zweite Partei ging es gleichzeitig um einen Peergroup- und um einen Jungen-Mädchen-Konflikt. Es kam aber noch Konfliktstoff hinzu durch Spannungen in der marokkanischen Peergroup und durch Eifersucht zwischen den beteiligten Mädchen.

Das Mediationsverfahren musste in seinem Verlauf abgewandelt werden. Schwierigkeiten entstanden, weil Beteiligte unpünktlich waren oder gar nicht zu Verabredungen kamen. Letztlich ist es aber zu einer Klärung gekommen. Die Kommunikation wurde auf jeden Fall stark verbessert. In den Gesprächen entstand eine sehr intensive, intime Atmosphäre, und es wurde detailliert über den Konflikt gesprochen. Wir haben die Vereinbarungen mit Flipchart und Diagramm festgehalten. Die Jugendlichen wünschten dann aber, dass wir alles wegschmeißen sollten. Die Sache wurde mit Handschlag besiegelt. Ich halte die getroffene Vereinbarung für fair, aber leider habe ich nie mehr eine gescheite Rückmeldung erhalten.“

### Analyse der Fallbeispiele

Ich möchte die Beispiele primär unter der Fragestellung: „Was taten die Mediatorinnen und Mediatoren?“ betrachten:

► Im ersten Fall konnte bzw. musste die Mediatorin den Konflikt mit den beiden Beteiligten ad hoc bearbeiten – es bestand ein gewisser Druck, in dieser Situation zu einer praktischen Lösung zu kommen. Aus der Position einer fürsorglichen Autorität heraus stellte sie klar, dass die Jungen nicht „mit diesem Konflikt einschlafen können“, und erreichte beider Einverständnis zum „Reden als eine Regelung“. Mit der gleichen Autorität nahm sie dann die Rolle der Konfliktvermittlerin ein, nannte die Regeln und setzte deren Einhaltung

durch. Den Kampf um das Bett, die rassistische Beleidigung und die „kulturelle Differenz“ nahm sie zwar ernst, sah in ihnen aber nicht das Wichtigste. Offensichtlich gelang es den Jungen, mit Hilfe von Frau F. zu erkennen und wechselseitig zu akzeptieren, dass ihr aktuell stärkstes und legitimes Bedürfnis darin lag, sich ungestört zurückzuziehen, dass aber die Umstände es nicht zuließen, dass jeder ein eigenes Zimmer hatte. Nach dieser Klärung wurde eine Bitte um Entschuldigung ausgesprochen und von der Gegenseite angenommen; die Jungen arrangierten sich für eine Nacht mit dem Zimmer und besiegelten diese Vereinbarung mit Handschlag.

► Im zweiten Fall reagierte die Mediatorin auf die Verletztheit und die Drohung einer Streitpartei, der Kollegin, mit den Eltern der Jungen zu sprechen, die sie „fertig gemacht“ hatten, bot ihr Vermittlung an und, als Entgegenkommen, die Abwandlung der Form („nicht mit den Jungen an einen Tisch“). Sie übernahm die Rolle der Unterhändlerin bzw. Briefträgerin und überbrachte jeweils Botschaften über Gefühle, Bedürfnisse und Lösungsvorstellungen. Sie konfrontierte die Jungen mit ihrem Verhalten (Ärgern, Spaß haben) und den Folgen (ernsthafte Kränkung, drohendes Elterngespräch) und appellierte erfolgreich an den gemeinsamen Wert („Moralkodex“) des Für-etwas-Geradestehens. Sicher förderte sie die Bereitschaft der Jungen, ihr Tun einzusehen und wieder gutzumachen, indem sie das andere emotionale Thema – Neid auf die Mädchen, Konkurrenz, Wunsch nach einem Ort nur für Jungen –, aufgriff. Sie unterstützte die Konfliktparteien darin, selbst eine Lösung zu finden, in der die Interessen der beteiligten Seiten aufgehoben waren – für die Kollegin: ausreichende Distanz und Entschuldigung; für die Jungen: Verzicht auf ein angedrohtes Elterngespräch und Planung eines Jungenraumes; für die Mädchen: Respektierung ihres Raums; für die Schule: Aufräumen des Kellers. Diese Vereinbarung wurde schriftlich festgehalten.

► Folgende Elemente im Handeln der Mediatorin waren im dritten Beispiel aus meiner Sicht wichtig: Sie griff diffuse, dramatische Signale auf (Telefonanrufe, spannungsvolle Atmosphäre, Rausrennen) und reagierte auf Androhung von Gewalt durch einen Freund mit einem Vermittlungsangebot zwischen den drei Mädchen. Offenbar hatte sie

schnell erkannt, dass die Mädchen die Konfliktträgerinnen waren und der drohende Mann lediglich beauftragtes bzw. ausführendes Organ einer Konfliktpartei. Sie zeigte eine zugewandte Bereitschaft, ein pubertäres, ziemlich verwickeltes Beziehungsknäuel ernst zu nehmen. Sorgfältig und mit Erfolg entwirrte sie die Fäden, das heißt die Dynamik von Wichtigtuerei und Tratschbedürfnis, und darunter liegend, von Eifersucht, Neid und Verlustangst zwischen den Mädchen. Die Streitparteien konnten mit ihrer Hilfe nachvollziehen, „wie alles entstanden ist“. Nach zwei getrennten Vorgesprächen leitete sie eine lange, gemeinsame Sitzung, in deren Verlauf das Verständnis zu einer Entspannung führte, sich das Mädchen, das Gerüchte ausgestreut hatte, entschuldigte und alle drei für die Zukunft direkte Kommunikation miteinander vereinbarten.

► Der vierte Konflikt war durch die größte Zahl von Beteiligten – zehn Jugendliche – und den meisten Aufwand zur Klärung und Beilegung – vier Sitzungen in fünf Wochen – geprägt. Aus Herrn C.'s Mitteilungen lässt sich eher indirekt schließen, worin im Einzelnen seine Aktivitäten als Mediator bestanden. Wie der vorangegangene, so war auch dieser Streit außerordentlich vielschichtig, und der Mediator musste sehr verschiedene Konfliktthemen und -ebenen, -auslöser und -ursachen, Haupt- und Nebenschauplätze mit den Jugendlichen aufklären. Eine der zentralen Ursachen – die Kränkung eines Jungen darüber, dass ein Mädchen seine Verliebtheit zurückgewiesen hatte – blieb im Klärungsprozess selbst unausgesprochen bzw. noch unverstanden – der Mediator wusste es erst „im Nachhinein“. Offenbar konnte er aber eine so akzeptierende Haltung vermitteln, dass die anderen Themen – Ehrverletzung, Eifersucht, interne Peergroup-Beziehungen, marokkanisch-türkisches Verhältnis – ihre aggressive Spannung verloren und „eine sehr intensive, intime Atmosphäre“ entstand – vielleicht schon ein Hinweis auf das untergründige libidinöse Thema. Wie im zweiten Fallbeispiel hielt der Mediator auch hier die Vereinbarungen schriftlich fest; dann aber wurden alle Spuren verwischt – aus Herrn C.'s letzten Äußerungen klingt das Bedauern darüber heraus, dass alle Ergebnisse weggeschmissen werden sollten und dass er „leider (...) nie mehr eine gescheite Rückmeldung“ erhielt.

Untersucht man Gemeinsamkeiten in Haltung und Handeln der Mediatorinnen und Mediatoren, so fällt zunächst das Moment der praktizierten *Allparteilichkeit* auf. Die Mediatorinnen und Mediatoren akzeptierten wirklich jede beteiligte Streitpartei und nahmen deren Gefühle und Bedürfnisse ernst. Ihre akzeptierende Haltung basierte auf Erfahrung mit ‚ihren‘ Jugendlichen und auf Wissen über pubertätsspezifische Heftigkeit der Affekte, dramatisches Agieren und Übertreibungen, über die spezifische narzistische und sexuelle Kränkbarkeit dieser Phase und das Schwanken zwischen intensiven Sehnsüchten und Unsicherheiten. Auch eine gute *Kenntnis im Umgang mit Zweier-, Dreiecks- und Gruppendynamiken* zwischen Jugendlichen ging in ihre Haltung ein.

Nach meinem Eindruck ermöglichte es diese Erfahrungs- und Wissensbasis, die konfliktauslösenden aggressiven Attacken sowohl klar zu sehen als auch in ihrem Stellenwert richtig einzuschätzen. Die Ehrverletzungen – gegen die Kollegin, in den Worten „Hure“ und „Scheißaraber“, im Vorwurf der Untreue – nahmen die Mediatorinnen und Mediatoren zwar ernst, sahen aber türkisch-marokkanische Spannungen, Rassismus oder Sexismus nicht als ursächliche und dynamisch zentrale Faktoren an.

Die Mediatorinnen und Mediatoren sorgten für einen *sicheren Rahmen* – in räumlicher und zeitlicher Hinsicht, in der klaren Handhabung ihrer Autorität und der Regeln. Der Umgang mit Rahmen, Regeln und Verfahren war andererseits flexibel und zu Abwandlungen bereit, wenn die Situation es erforderte. Sie hatten entschieden die Oberhand, zeigten aber gleichzeitig eine zugewandte Haltung und eine gewisse notwendige Chaostoleranz.

### Mediation und Berufsrolle

Einige der Befragten sahen die sozialarbeiterische Berufsrolle durch die mediative Tätigkeit in geradezu optimaler Weise erfüllt. Die in der Mediation praktizierte Haltung der Allparteilichkeit wurde als vorbildhafte Qualität für Sozialarbeit generell verstanden:

„Dies ist die Berufsrolle. Professionell ist, meine Interessen rauszuhalten und diese Trennung hinzukriegen. Hier bin ich da für andere, nicht für mich.

Mich als Vermittlerin zu sehen, das kommt mir als Sozialarbeiterin und als Person entgegen. Das Vermitteln ist gerade für die Schulsozialarbeit entscheidend – fatal war früher das einseitige, mit Feindbildern bestückte Selbstverständnis als Anwalt der Jugend. Es ist aber nötig, von den Gegensätzen wegzukommen. Das bedeutet auch, parteilich mit Mädchen zu arbeiten und außerdem die Jungen zu sehen, auch ihre Partei zu ergreifen. Es geht um einen Paradigmenwechsel von der Parteilichkeit z.B. mit Mädchen, Migrantinnen oder Benachteiligten hin zu der Allparteilichkeit. Die Jugendlichen in ihren Interessen sehen, aber auch die Erwachsenen. Migrantinnen, aber auch Deutsche“ (Frau B.).

Auch Herr E. betonte, dass er sich in seiner beruflichen Identität durch Mediation nicht verändert, sondern geradezu bestätigt fühlte:

„Die Mediationsfortbildung hat meine Berufsrolle nicht verändert, sondern mich zu den Wurzeln der Sozialarbeit, zur alten Basis zurückgebracht. Ich bin ein Dinosaurier der Kinder- und Jugendarbeit, ein Praktiker, der sehr lange in der Arbeit steckt und sehr lange nicht studiert hat. Die Fortbildung hat mir meine frühere negative Entwicklung bewusst gemacht – ich hatte wirklich Vorurteile und glaubte, Mediation bedeutet Friede, Freude, Eierkuchen. Ich hielt solche Fortbildungen überhaupt für politisch verdächtig“.

Eine andere Sicht stützte sich auf die Erfahrung, dass gerade die Offene Jugendarbeit so stark mit der Kontrollfunktion verbunden sei, dass sie mit der neutralen Vermittlerrolle in der Mediation in Widerspruch gerate. Frau A. sah es so:

„Die Jugendlichen kannten mich als Aufpasserin mit Hausrecht, Kontrolle und Schlüsselbund, als Frau mit Machtwort. Das war ein Konflikt, ich konnte ja die Vermittlerrolle nicht losgelöst von der anderen Funktion wahrnehmen. So konnte ich mich nicht allparteilich verhalten, wenn sie zum Beispiel bei einem Streit was im Treff kaputt machten. Sie konnten diese zwei Rollen nicht miteinander vereinbaren und ich auch nicht“.

Wurde hier die Grenze für die eigene Neutralität im Arbeitsfeld und im institutionellen Auftrag gesehen, so wurde als weiterer kritischer Punkt das eigene Involviertsein in einen Konflikt genannt. Als dritte Grenze erschienen starke eigene Gefühle, die von sehr ungleichen Streitparteien geweckt wurden – beschützende Impulse gegen-

über der Schwäche, Empörungsgefühle gegenüber der Brutalität von Beteiligten. Allerdings wurde eine engagierte eigene Haltung – etwa gegen Krieg – nicht generell als unvereinbar mit Neutralität gesehen. Frau A. gab eine anschauliche Beschreibung der „idealen Mediatorin:

„Die ideale Mediatorin darf nicht zu sehr drin und nicht zu sehr draußen sein. Sie muss erfahren sein in der offenen Jugendarbeit und verständlich und direkt sprechen, nicht mit piepsiger Stimme. Sie sollte in Bezug auf Konfliktlösung kreativ und souverän sein und auf jugendtypisches Verhalten eingehen können. Hinsichtlich des überwiegend männlichen und multikulturellen Klientels eines Jugendclubs muss sie durchaus nicht unbedingt selbst männlich oder marokkanisch sein – oft genug habe ich erlebt, wie meine marokkanischen männlichen Kollegen mit dem Rücken an der Wand standen. Zwischen ihnen und den marokkanischen Jungen gab es am Anfang ein tolles Einvernehmen, aber mit der Zeit zu hohe Erwartungen. Denn der Unterschied ist ja riesig: Der Sozialarbeiter hat studiert, hat oft in Frankreich gelebt, gehört zur Mittelschicht. Da ist der Klassenunterschied den Jugendlichen gegenüber groß und das zählt. Diese Männer hatten es manchmal schwerer als ich, da war mehr Konkurrenz im Spiel.“

### Fazit

Betrachtet man die Offene Kinder- und Jugendarbeit auf der einen und das Konzept der Mediation auf der anderen Seite, so spricht zunächst kaum etwas für ein Zusammenpassen: Mediation basiert auf Sprache – aber für die meisten Kinder und Jugendlichen in diesen Einrichtungen gilt Reden als Schwäche und körperliche Durchsetzung als Stärke. Mediation funktioniert gut in Institutionen mit klaren Hierarchien wie etwa Schulen – und die Strukturen in Kinder- und Jugendhäusern sind oft weder klar noch hierarchisch. Für die Entwicklung verbindlicher Beziehungen und die Motivation zur einvernehmlichen Konfliktregelung liegt im Ansatz der *Offenen Arbeit* eher ein strukturelles Hindernis, da die Kinder und Jugendlichen sich jederzeit entziehen können.

Gleichzeitig ist es aber eine Tatsache, dass beide Seiten – diejenigen, die in diesen Einrichtungen arbeiten, und diejenigen, die dort als Kinder und Jugendliche ihre Freizeit verbringen – unter der Vielzahl der aufreibenden Konflikte und der gewaltsa-

men Austragung leiden und dass ihnen andere Formen zur Umsetzung ihrer Interessen oft fehlen.

In den Expertinnen- und Experteninterviews sind Voraussetzungen deutlich geworden, unter denen der Bereich der Offenen Kinder- und Jugendarbeit trotz angebrachter Skepsis von der Mediation profitieren kann:

- wenn der Grundgedanke der Mediation im Alltag umgesetzt, gewissermaßen zerkleinert wird in *mediative Elemente* – also Elemente, die destruktives Streiten und Beziehungsabbrüche begrenzen und zu einer „konstruktiven Streitkultur“ beitragen,
- wenn das regelrechte Mediationsverfahren auf kind- bzw. jugendgerechte Weise *abgewandelt* wird und als *ein* eher selten gebrauchtes, aber verfügbares Element neben anderen gilt;
- wenn die Umsetzung von Mediation und mediativen Elementen einem *systemischen* Verständnis folgt und eingebunden ist in ein Rahmenkonzept.

Ansätze einer „konstruktiven Streitkultur“ können im Alltag dadurch umgesetzt werden, dass die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter aktiv und mit Geduld für Elemente eines „sicheren Rahmens“ innerhalb der Einrichtung sorgen. Dazu bedarf es eines *geschützten Ortes*, also räumlich und baulich geeigneter Bedingungen der Konfliktvermittlung. Weiter gehört dazu ein *Regelwerk*, das mit Jugendlichen entwickelt, immer wieder zum Thema gemacht und – vor allem und am schwierigsten – konsequent angewandt wird.

Eine entscheidende „Rahmenbedingung“ für die Verbesserung der Konfliktfähigkeit der Kinder und Jugendlichen liegt in der Kommunikations- und Konfliktfähigkeit des *Teams* und in der dazu erforderlichen *regelmäßigen Reflexion*. Dies leitet über zu weiteren professionellen Elementen, die die Streitkultur einer Einrichtung fördern: gute konflikttheoretische Kenntnisse und die geschulte Früherkennung von Konflikten, reflektiertes Handeln im Umgang mit der Psychodynamik der Pubertät beider Geschlechter, interkulturelle Kompetenz und die Fähigkeit, Kinder und Jugendliche kontinuierlich für Sprache als Macht- und Kommunikationsmittel zu sensibilisieren. In diesem Kontext kann das *Verfahren der Mediation* gele-

entlich dann *ein* mögliches Mittel der Konfliktvermittlung sein, wenn Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter das Verfahren sowohl beherrschen als auch es unorthodox einsetzen, es in kind- und jugendgerechter Weise und in sprachlicher, zeitlicher und formaler Hinsicht modifizieren.

Kinder und Jugendliche können vom Mediationsverfahren profitieren, wenn sie daraus die Erfahrung mitnehmen, dass es überhaupt zwischen Triumph oder Gesichtsverlust, Sieg oder Niederlage noch eine *dritte Alternative* gibt, um aus Konflikten herauszukommen. Andererseits kann ihnen Mediation nicht als Allheilmittel nahegebracht werden, da sie in ihrem Alltag, wo häufig das Gesetz der Stärke gilt, auch auf andere Formen der Selbstbehauptung angewiesen sind.

Die Expertinnen- und Experteninterviews legen den Schluss nahe, dass eine langfristig erfolgreiche Umsetzung von Mediation und mediativen Elementen steht und fällt mit einem *systemorientierten Ansatz*. Isoliert gehandhabt – etwa in der Fortbildung nur einer Kollegin eines Teams, ohne Einbeziehung von Team und Träger, im gelegentlichen Gebrauch des Verfahrens ohne Einbettung in die übrigen mediativen Elemente, in der Umsetzung etwa in nur einer Einrichtung in einem Stadtteil, ohne Vernetzung mit anderen Einrichtungen – kommt die eigentliche Ressource von Mediation nicht zur Wirkung. Eine der Sozialarbeiterinnen brachte es im Interview auf den Punkt:

„Mit der Implementierung des Systems einer konstruktiven Konfliktkultur ist es wie mit einer Mediation: Der Rahmen muss stimmen. Ohne sicheren Rahmen funktioniert die einzelne Streitschlichtung nicht. Ohne den von oben, vom Jugendamt vorgegebenen Rahmen kann der Transfer nicht gelingen. Das Jugendamt muss für Veränderung werben und Unterstützung geben“ (Frau B.).

Hier kann die Jugendhilfe Ideen vom „System Schule“ aufnehmen; es liegen dokumentierte Erfahrungen mit dem langfristigen, vernetzten und abgestuften Aufbau von Programmen zur konstruktiven Konfliktbearbeitung vor, die darauf abzielen, möglichst alle beteiligten Ebenen und Gruppierungen einzubeziehen – Lehrerkollegium, Schülerschaft, Schulleitung, Schulamt, Eltern, Schulsozialarbeit, Jugendhilfeeinrichtungen und -träger (Döhler 1998; Rademacher 2000).

## Eckpunkte eines Fortbildungskonzepts

Systemorientiert sind auch die konkreten Anregungen, die sich aus den Erfahrungen der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter ableiten lassen. Wenn ein Jugendamt sich zum Ziel setzt, in den Kinder- und Jugendeinrichtungen seines Zuständigkeitsbereichs fundiert und mit langem Atem etwas für Gewaltprävention zu tun und dazu ein wirksames Fortbildungskonzept entwickeln möchte, so sollten aus Sicht der befragten Expertinnen und Experten folgende Punkte berücksichtigt werden:

### Planung:

- Konzeptionelle und finanzielle Planung für einen Zeitraum von mindestens drei bis fünf Jahren;
- Kooperation mit Schulen und mit vernetzbaren Einrichtungen im Stadtteil;
- konsequente Einbeziehung von Träger sowie Kolleginnen und Kollegen in Planung, Ablauf und Rückvermittlung der Fortbildung;
- Herstellung einer unterstützenden Vernetzung unter den beteiligten Einrichtungen vor, während und nach der Fortbildung.

### Zielgruppe der Fortbildung und Voraussetzungen:

- Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter aus Institutionen mit gleichem Klientel – benachteiligte Kinder und Jugendliche, aber evtl. nicht zwingend gleichen Arbeitsplätzen (Offene Kinder- und Jugendarbeit);
- regelmäßige Praxisreflexion in den Kinder- und Jugendeinrichtungen als Bedingung für die Teilnahme an der Fortbildung;
- Reduzierung der unmittelbaren Arbeit, um den Teilnehmerinnen und Teilnehmern den Transfer zurück ins Team und in den Alltag zu ermöglichen;
- Teilnahme mindestens zu zweit aus einer Einrichtung.

### Trainings - Team:

- gemischtgeschlechtlich, mit gruppendynamischer Kompetenz und Fähigkeit zu direkter Bearbeitung realer, in der Fortbildung auftauchender Konflikte als Form des exemplarischen Lernens, mit Feldkompetenz (Arbeit mit benachteiligten Kindern und Jugendlichen) und der Be-

reitschaft, das Mediationsverfahren selbst „vorzumachen“.

## Schlussfolgerungen für Konzeptionsdebatten in der Jugendarbeit

Abschließend möchte ich drei Punkte festhalten, die mir in den Gesprächen aufgefallen sind.

1. Sehr diskutierenswert und anregend für die in der Sozialen Arbeit ständig fortgeführte Professionalisierungsdebatte erscheinen mir die Mitteilungen der befragten Expertinnen und Experten zur Berufsrolle. Das Plädoyer für einen *Paradigmenwechsel von der Parteilichkeit zur Allparteilichkeit* wirft Fragen für Ansätze wie parteiliche Mädchenarbeit, Ausländerarbeit oder Arbeit mit Gewaltopfern auf. Dem steht die andere Auffassung entgegen, derzufolge sich mediative Allparteilichkeit und die mit Schlüsselgewalt bewehrte Kontrollfunktion ausschließen. Hier sollte mit genauem Blick auf Arbeitsbereich, Auftrag, Klientel und die eigene Persönlichkeit die Wirkung mediativer Elemente reflektiert werden.

2. Erklärungsbedürftig ist für mich der Widerspruch zwischen dem Eindruck, dass die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter durchaus wichtige Elemente aus der Fortbildung aufgenommen und mit Gewinn angewandt hatten, dass sie aber auf der anderen Seite die Fortbildung selbst überwiegend sehr kritisch beurteilten; sie bezeichneten sie insbesondere hinsichtlich Methodik, Praxisbezug und Umsetzbarkeit als enttäuschend, für den Alltag sogar als wirkungslos, allenfalls für die eigene Person als wichtige Erfahrung. Für diese Diskrepanz habe ich noch keine Erklärung; sie wirft Fragen zu Haupt- und Nebeneffekten von Fortbildung und vielleicht auch zur begrenzten Planbarkeit von Lernprozessen auf.

3. Einen Widerspruch sehe ich auch darin, dass Mediationsaus- und -fortbildungen „ganz bewusst (...) einen positiven Konfliktbegriff“ (Faller 1998, S.14; vgl. auch Besemer 1997) und eine optimistische, lösungsorientierte Haltung vermitteln wollen, nicht selten aber Verunsicherung bezüglich echter Konflikte „im Hier und Jetzt“ auslösen. Es ist kein Einzelfall, sondern eine wiederholt zu beobachtende, auch von den befragten Expertinnen und Experten berichtete Erfahrung, dass zwar Konflikte

im Rollenspiel, Konflikte des Klientels thematisiert werden, nicht aber reale Spannungen, die direkt aktuell zwischen Fortbildungsteilnehmerinnen und -teilnehmern auftreten oder die als „Altlast“ mitgebracht werden aus der Vorgeschichte zwischen teilnehmenden Kolleginnen und Kollegen. Selbst wenn das Nichtaufgreifen konzeptionell begründet ist, kann bei Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Eindruck entstehen, das Nichtaufgreifen bedeute eine Vermeidung und damit Angst vor der Konfrontation mit echten Konflikten. Es kann das Gefühl entstehen, Mediation und Konfliktmanagement seien interessante Themen für Seminare, bewährten sich aber im Ernstfall und am eigenen Leibe nicht sehr weitgehend.

Damit ist eine Gratwanderung angesprochen, die charakteristisch für Mediation und damit auch für Mediationsfortbildung ist: Wo ist die richtige Mitte zwischen Vergangenheit bzw. Gegenwart (Konfliktbewältigung) und Zukunft (Lösung)? Zwischen positiven und negativen Konfliktanteilen? Zwischen irrationalen und vernünftigen, destruktiven und konstruktiven Elementen? Wie kann man die Beteiligten in Richtung Zukunft und Konfliktlösung stärken, wenn sie noch in gegenwärtigen oder vergangenen Konflikten hängen? Wie lassen sich diese Konflikte so aufgreifen, dass an ihnen zugleich exemplarisch gelernt und nicht quasi-therapeutisch gearbeitet wird?

Es ist seit langem bekannt, dass berufliche Bildungsprozesse, die die kommunikativen und psychosozialen Kompetenzen sozialer Fachkräfte (weiter-)qualifizieren wollen, sich auch in spezifischer und begrenzter Weise der Person, den Gefühlen und emotionalen Beziehungen zuwenden müssen – was immer eine Gratwanderung zwischen „zu wenig oder zuviel davon“ bedeutet. So befindet sich Mediation in guter professioneller Gesellschaft.

### Literatur:

- Becker, Gerd*: Mediation : Fit für die Jugendarbeit, in: *Sozialextra*, 22. Jg., 11/1998.
- Besemer, Christoph*: Mediation. Vermittlung in Konflikten, Baden 1997.
- Büttner, Christian et al.*: „Mit denen setze ich mich nicht an einen Tisch!“ Modelle von Streitvermittlung in multikulturellen Stadtgesellschaften, Frankfurt/Main 1997.

*Döhler, Alfons/Bildungswerk Aachen*: Prima Klima – Gewaltprävention an der GHS Würselen, Aachen 1998.

*Duss-von Werdt, Josef et al.* (Hrsg.): Mediation : Mediation – Die andere Scheidung, Stuttgart 1995.

*Faller, Kurt*: Mediation in der pädagogischen Arbeit, Mühlheim an der Ruhr 1998.

*Fechler, Bernd*: Allparteilich statt unparteiisch, in: *Sozialextra*, 22. Jg., 11/1998.

*Friedmann, Gary J.*: Die Scheidungsmediation, Reinbek 1996.

*Gabriel, Gabriele et al.*: Präventive Projekte gegen Jugendkriminalität, in: *DJI Bulletin*, Heft 46, 2/1999.

*Hagedorn, Ortrud*: Konfliktlotsen, Stuttgart 1994.

*Hansen, Dieter et al.* : Konzept für ein „Anti-Gewalt-Training“. Hrsg. vom Verein Kinder- und Jugendhilfe, Frankfurt/Main 1998.

*Kabs, Kai/IRIS-Projekt Jungenpädagogik*: „Halbe Hemden – ganze Kerle“ – Jugendarbeit als Gewaltprävention. Ausschreibungstext eines Fortbildungsseminars, Tübingen 2000.

*Leitstelle für Zusammenleben in Offenbach*: „Interkulturelle Konfliktbearbeitung in der Innenstadt Offenbach a.M. – Modellprojekt Dezember 1999 bis Mai 2001.

*Meuser, Michael et al.*: Das ExpertInneninterview – Wissenssoziologische Voraussetzungen und methodische Durchführung. In : Barbara Friebertshäuser, Annedore Prengel (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*, Weinheim / München 1997.

*Papenberg, Wolfgang*: Professionell handeln in Gewaltsituationen. Professional Assault Response Training (PART 2000) <http://www.part.2000>.

*Rademacher, Helmut / Pädagogisches Institut Frankfurt*: Das Modellprojekt „Mediation und Schulprogramm“, Frankfurt/Main 2000.

*Schwabe, Mathias*: Eskalation und De-Eskalation in Einrichtungen der Jugendhilfe, Frankfurt am Main 1996.

*Venado, Eleonora*: „Soziales Training mit Elementen des Darstellenden Spiels“ – Ausschreibungstext zu einem Lehrgang des Pädagogischen Instituts, Frankfurt/Main 1999.

*Walker, Jamie*: Gewaltfreier Umgang mit Konflikten in der Grundschule, Frankfurt/Main 1995.

*Weidner, Jens et al.* ( Hrsg.): Gewalt im Griff – Neue Formen des Anti-Aggressivitäts-Trainings, Weinheim/Basel 1997.

*Anschrift* : Prof. Dr. Ulrike Schmauch, Fachhochschule Frankfurt, Fachbereich Sozialarbeit, Nibelungenplatz 1, 60318 Frankfurt. Tel.: 069 – 1533 – 2654. Email : [schmauch@fbs.fh-frankfurt.de](mailto:schmauch@fbs.fh-frankfurt.de)